

Silvana De Mari
Der letzte Ork





DIE AUTORIN

Silvana De Mari lebt mit ihrer Familie und einem riesigen Hund in der Nähe von Turin. Sie arbeitete als Ärztin in Italien und Afrika, bevor sie sich zur Psychotherapeutin ausbilden ließ. Nachdem sie schon kürzere Texte in Zeitschriften veröffentlicht hatte, landete sie mit ihrem ersten Kinderbuch »Der letzte Elf« einen sensationellen weltweiten Bestseller-Erfolg.

Von Silvana De Mari ist bei cbj erschienen:

»**Der letzte Elf**« (Band 1, 21952)

»**Die letzte Königin**« (Band 3, 13850)

»**Die Rückkehr der Elfen**« (Band 4, 13945)

Silvana De Mari

Der letzte Ork

Aus dem Italienischen
von Barbara Kleiner





cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
München Super Extra liefert Arctic Paper
Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch Juni 2011
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe cbj Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
© 2005 Adriano Salani Editore S.p.A.
Die italienische Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel »L'Ultimo Orco« bei Adriano
Salani Editore S.p.A.
Aus dem Italienischen von Barbara Kleiner
Lektorat: Dr. Ulrike Schimming
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, Zürich, Hanna Hörl
Umschlagillustration: F. B. Regös
MI · Herstellung: CZ
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-22239-3
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Dieses Buch ist allen Orskindern gewidmet.

Dank an Maurizio für seine unerschütterliche Zuversicht.

ERSTES BUCH

Der Bär und der Wolf

»He, Hauptmann«, sagte Lisentrail,
»weißt du, nur bei denen, die nix anpacken,
geht nie was kaputt und bleibt immer alles gleich.
Auch Er, Der das Universum erschaffen hat,
wird bei diesem Unternehmen schon mal
einen Zahn oder einen Finger eingebüßt haben.«

Während er an der Spitze des Söldnerheers von Daligar die Verfolgung des Verfluchten Elfen anführte, versuchte Hauptmann Rankstrail, genannt der Bär, sich zu erinnern, seit wie vielen Jahren er ihn nun schon verfolgte, den Elfen.

Genau genommen versuchte er, sich zu erinnern, wann er zum ersten Mal von ihm gehört hatte, denn es musste doch eine Zeit in seinem Leben gegeben haben, da er den Unheilsbringer noch nicht einmal dem Namen nach kannte.

Nach einiger Zeit fiel es ihm endlich ein. Damals war er noch ein Kind gewesen, im Äußeren Bezirk der Stadt Varil. Am Tag, an dem seine Schwester Fiamma geboren wurde, hatte Donna Guzzaria von den Elfen erzählt, dass sie Urheber allen Unglücks auf Erden seien und auch Schwänze hätten, und dann hatte sie von dem da gesprochen, von dem Verfluchten, dem Erzfeind der Menschen und Vernichter ihrer Hühner.

Zum zweiten Mal hatte er an dem Tag von ihm gehört, als er sich die Schleuder gemacht hatte und seine glorreiche Laufbahn als Wilddieb begann. Er hatte einem der vielen Bettler, die dicht bei der Stadtmauer hausten und den hin-

kenden Gang derer hatten, denen der Henker die Füße verkrüppelt hat, etwas Honig geschenkt. Der Mann war ihm fast nachgelaufen, mit seinen kleinen Stolperschritten, in dem dringenden Bedürfnis, ihm zu danken, aber dem noch dringenderen, ihm von dem da zu erzählen, dem Verfolgten, dem mächtigsten aller Elfenkrieger, dem von einer alten Prophezeiung Angekündigten, dem Einzigen, der das Vergangene wiederbringen und damit die Zukunft retten würde.

Hauptmann Rankstrail, genannt der Bär, Kommandant der Leichten Kavallerie von Daligar, schwor sich, dass er ihn diesmal fangen würde, den Verfluchten Elfen, ihn fangen und dem noch verfluchteren Verwaltungsrichter ausliefern würde. Dann würde man sie wenigstens in Ruhe lassen, ihn und seine Leute. Sie wären frei, nach Hause zu gehen und zu versuchen, das Heer der Orks abzuwehren, es fernzuhalten von den Bauernhöfen, von den Hügeln, wo Kinder das Vieh hüteten und Frauen Wasser schöpften an Brunnen, die weit abgelegen waren von ihren Leuten und ihrem mühselig bestellten Grund und Boden.

In diesem Augenblick sprengten sie alle, der Elf voran und sie hinterdrein, aus der Enge der Dogonschlucht. Die Stadt Varil tauchte vor ihnen auf, hoch oben gelegen und wunderschön im dreifachen Gürtel ihrer Mauern, spiegelte sie sich zusammen mit einem riesigen Mond in den Wassern der Reisfelder.

Der Äußere Bezirk stand in Flammen. Die Stadt war belagert von Heerscharen von Orks, jeden Augenblick würden sie die Leichte Kavallerie von Daligar bemerken, die im Galopp auf sie zugeritten kam.

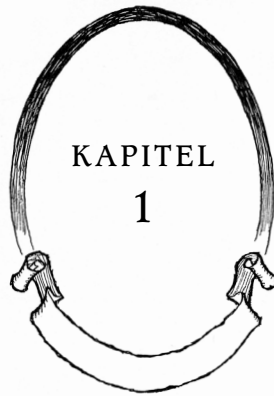
Hauptmann Rankstrail dachte, dass er anhalten sollte, so würde er seine Männer vielleicht noch retten können. Nicht

mehr lang; nicht nur ein paar Wachposten, sondern das ganze Heer der Orks würde sie sehen. Und sie waren nur eine Einheit Reiter, schlecht bewaffnet obendrein.

Hauptmann Rankstrail dachte, wenn er nicht im nächsten Augenblick haltmachte, würde er ihre Kriegshörner erschallen hören und wissen, dass die Falle des Elfen zugeschnappt war, dass er hineingetappt war und dass seine Männer deswegen sterben würden.

Dann dachte er aber auch, dass anzuhalten schrecklich wäre, statt seiner in Flammen stehenden Stadt zu Hilfe zu eilen oder wenigstens mit ihr zugrunde zu gehen.

Der Elf machte derweil nicht halt und wurde auch nicht langsamer. Er zückte sein Schwert, das in der Dunkelheit leuchtete wie eine Fackel, er preschte voran und, verfolgt von der Leichten Kavallerie von Daligar, im Licht des Mondes, der sich riesengroß im Wasser der Reisfelder spiegelte, ritt er auf die umzingelte Stadt zu, die in Flammen stand, und auf das Heer der Orks, die entschlossen waren, sie zu vernichten.



KAPITEL
1

Hauptmann Rankstrail, genannt der Bär, Kommandant der Leichten Kavallerie von Daligar, war wie gut die Hälfte der Söldnersoldaten im Gebiet nahe der Grenze zwischen Bekannter und Unbekannter Welt geboren.

Früher hatte es dort befestigte Grenzen gegeben und bewaffnete Männer, die sie schützten und bewachten. Doch die Endlosen Regenfälle, die vor nicht langer Zeit die Welt verwüsteten, hatten auch die Grenzen hinweggeschwemmt und mit ihnen die Schilderhäuser und Wachtürme, die in regelmäßigen Abständen ihren Verlauf markierten. Die kleinen Holz- und Reisigbündel, die dort bereitlagen, um angezündet zu werden, falls der Feind in Sicht kam, waren davongeschwommen wie winzige und unnütze Flöße, und nun war da nichts mehr, womit man die Menschen hätte warnen können.

Man hatte die Truppen abgezogen, die Festungen waren verfallen und Frösche hatten sich darin angesiedelt, der Kohl war im Schlamm verfault und es war kein Getreide mehr gewachsen.

Elend hatte sich in der Welt ausgebreitet und mit dem Elend waren, getrieben vom eigenen Hunger und angelockt durch die

Nachlässigkeit der Menschen, Banden und Horden von Orks eingefallen und das einzige Hindernis auf ihrem Vormarsch waren Frösche gewesen.

Ganze Familien waren geflohen vor den Überfällen, vor der Grausamkeit und dem Wahnsinn derer, für die Zerstörung die einzige Lust und Freude ist, und nach ihrer Flucht waren sie herumgeirrt, bis sie, wie Schiffbrüchige an einem Felsenstrand, im Äußeren Bezirk der Stadt Varil landeten.

Hauptmann Rankstrail konnte sich an das erste Mal, da er Varil gesehen hatte, nicht erinnern: Er war erst ein paar Tage alt, als seine Familie von den Grenzen der Bekannten Welt aufbrach. Er lebte in einem sehr beschränkten Universum, bestehend aus dem Geschmack von Milch, dem Geruch seiner Mutter, dem Rücken, auf dem er getragen wurde, in einem Sack, der aus einem alten Stück Kleiderstoff gemacht war und mit einem langen, geflochtenen Lederriemen verschnürt wurde. Manchmal war es der Rücken seiner Mutter, öfter aber der seines Vaters: Er unterschied sie nach dem Rhythmus der Schritte, die ihn wiegten, dem Klang der Stimme, die ihn während der nicht enden wollenden Tage der Wanderung in den Schlaf sang.

Seine Familie war eine der vielen, die vor den Orks flüchteten, ihre Geschichte glich denen vieler anderer, es waren Geschichten von Schreien in der Nacht, mit der Axt eingeschlagenen Türen, Hühnern, die in brennenden Hühnerställen schmorten, ohne jeden Bratengeruch oder Duft nach Rosmarin.

Seine Familie war nach Varil gekommen, an einem hellen Nachmittag im ersten Frühling, kurz bevor die Sonne hinter dem Hügel mit den blühenden Mandelbäumen unterging, über dem sich mächtig die Stadtmauern aus weißem Marmor erhoben. Im Wasser der Reisfelder spiegelte sich das Bild der Stadt und des Himmels, und es entstand der Eindruck von einer in der Luft hän-

genden Welt, übergossen von Blau, das sich golden färbte, als die Sonne zum Horizont hinabsank.

Auch wenn Rankstrail die Mauern wahrnahm, erschienen sie ihm wohl nicht bemerkenswerter als die Hühnerställe seiner Heimat; jedenfalls gab er nicht zu erkennen, dass er den Unterschied zu schätzen wusste, und schlief ungerührt in seinem Stoffsack weiter. Trotzdem hatte er eine deutliche Erinnerung an diesen Tag. Dieser erste Anblick, diese Mauern aus blendend weißem Marmor und die Reisfelder, das Staunen über diese Pracht, die Dankbarkeit gegenüber dieser Stadt, die nicht die ihre war, sie aber bereitwillig aufnahm, sie freundlicherweise nicht verjagte, sie, Flüchtlinge ohne Habe und ohne Land, all das floss in die Geschichte ein, die sein Vater ihm in späteren Jahren des Abends mit ruhiger Stimme zum Einschlafen erzählte.

Schon als Kind war Rankstrail klar, dass Varil seine Stadt war, der Ort, für den zu kämpfen er stets als eine Ehre betrachten würde. Hätte man ihn vor die Wahl gestellt, wofür er sterben wollte, er hätte Varil gewählt.

Schon als Kind fragte er sich manchmal, was nach dem Tod sein würde.

Beim Ritterspiel der Jungs hieß es, Helden, die für ihr Land gefallen waren, erwartete bei den Göttern die Seligkeit. Der Begriff war rätselhaft, und Rankstrail schloss, er müsse wohl irgendeine hervorragende Behandlung beschreiben, eine Situation, in der Würste, getrocknete Feigen, frischer Ziegenkäse und vor allem Honig, der Inbegriff aller Süßigkeit, einmal nicht nur vorhanden, sondern in reichlichem Maße vorhanden waren.

Honig hatte Rankstrail kurz vor der Geburt seiner Schwester Fiamma kennengelernt. Es war ein sonniger Morgen, und wie immer begleitete er seine Mutter, die Waschfrau war, mit einem großen Korb Wäsche ins Haus des Prinzen Erktor, der vor Kurzem

zum Herrscher gewählt worden war. Der Palast des Prinzen lag in der Zitadelle, im Herzen der Stadt, die sich in drei Bereiche gliederte: eben die Zitadelle, den Mittleren und den Äußeren Bezirk.

Die Zitadelle, der innerste und am besten geschützte, am höchsten gelegene Teil der Stadt, war der Kern, aus dem sie hervorge wachsen war, der älteste und vornehmste Teil. Da standen, inmitten üppiger Gärten und geschmückt von prächtigen Kolonnaden, die Paläste des Adels. Unter wilden Zitronen und Orangenbäumen, die die Gehwege säumten, plätscherten Brunnen.

Rankstrail war sehr groß und kräftig für sein Alter wie nur wenige der Kinder aus den Grenzlanden. Er ging Wasser holen, hackte Holz und half seiner Mutter den Wäschekorb tragen. Solange Rankstrail sich erinnern konnte, war sie immer Waschfrau gewesen, doch plötzlich begann ihr Bauch, dicker zu werden, was bedeutete, wie Rankstrail aus den Reden der Nachbarinnen entnahm, dass da ein Mädchen oder ein Junge drin war, die noch zu klein waren, um wie er an der frischen Luft zu leben. Sie schaffte ihre Arbeit nicht mehr, oder jedenfalls nicht mehr so wie früher. Das Wasser war zu kalt geworden, der Waschtrog zu niedrig, vor allem aber das Gewicht des Korbs war nun unerträglich. Rankstrail, der seine Mutter bisher immer nur aus Lust an der Gesellschaft begleitet hatte, begann, sich nützlich zu machen, was ihn mit maßlosem Stolz erfüllte. So konnte sie auch weiterhin als Waschfrau arbeiten, was der Familie das Abendessen und manchmal auch ein Mittagessen sicherte, denn auch wenn der Vater sehr gut im Bearbeiten von Holz war, waren doch die, für die er arbeitete, oft nicht so gut im Bezahlen.

Rankstrail wusste nicht, wie alt er war, vielleicht fünf oder auch sechs, die Armen zählten die Jahre nicht. Außer dem Gewimmer seiner frühesten Kindheit hatte er noch nie etwas von sich ge-

geben. Er hatte bisher nie gesprochen, er lachte nur selten, und nur in Ausnahmefällen weinte er.

Gewöhnlich war im Haus von Sire Erktor eine mürrische Haushälterin, die die Wäsche Zoll für Zoll nach nicht vorhandenen Flecken absuchte, um der Waschfrau sagen zu können, sie habe schlampig gearbeitet, und ihr weniger zu zahlen. An diesem Tag aber trafen sie überraschenderweise in dem großen Wäscheraum Dame Lucilla persönlich an, die Hausherrin, eine große und stattliche Frau. Sie sagte, es sei alles bestens und es sollten der Mama zwölf Groschen ausgezahlt werden – mehr als das Doppelte der vereinbarten Summe –, wie die Haushälterin mit einem Stöhnen bemerkte.

Die Dame war um einiges größer als Rankstrails Mama, sie hatte ebenfalls einen dicken Bauch und lächelte. Ihr Haar war hell, im schräg einfallenden Morgenlicht leuchteten ihre um den Kopf gelegten Zöpfe einen Augenblick lang wie eine Krone. Das Kleid der Wäscherin war ganz aus quadratischen Flecken zusammengesetzt, in Hell- und Dunkelbraun, Grau und Schwarz; es erinnerte an die Hügel von Varil im Herbst, wenn die Felder in unterschiedlichen Brauntönen leuchten, je nachdem in welcher Richtung sie gepflügt waren. Das Kleid der Dame hingegen war völlig weiß, mit solchen kleinen, weißen, runden Dingern darauf, die leuchteten wie die Hügel, wenn sie von Schnee bedeckt waren, was nur ganz selten vorkam. Auch die Flechten auf dem Kopf wurden von denselben Kügelchen gehalten, die das Licht verstärkt zurückwarfen.

»Was für einen braven Sohn Ihr habt! Er trägt Euch den Korb! Das muss ein großer Trost und eine unschätzbare Hilfe für Euch sein!«, sagte die Dame, während Rankstrails Mutter feuerrot wurde wie eine Paprika.

gefielen ihm. Zum ersten Male redete jemand seine Mama mit »Ihr« an. Als Anrede für eine Waschfrau hatte er das noch nie gehört, und er bemerkte, dass das nichts war, wovon man satt wurde, das aber doch Freude macht, wie der Duft von frischem Brot oder im Winter die Füße ans Feuer zu halten.

»Auch ich werde recht bald ein Kind bekommen, mein erstes«, sprach die Dame weiter, vom Schweigen der Mutter unbeeindruckt. »Ich hoffe, mein Kind wird so kräftig wie Eures und genauso klug. Wenn es ein Junge ist, werden wir ihn Erik nennen, wisst Ihr. Aber ich sehe, dass Ihr ein zweites erwartet. Wann soll es zur Welt kommen?«

Die Mama blieb stumm. Rankstrail, der sie kannte, wusste, dass sie gelähmt war von dem, was sein Vater Schüchternheit nannte, eine Art totaler Schrecken, in den seine Mutter jedes Mal verfiel, wenn sie mit irgendjemand Unbekanntem sprechen musste, selbst wenn das nur ein beliebiger Bettler aus dem Äußeren Bezirk war, diesmal aber war es noch dazu eine Dame.

»He du!«, erklang die mürrische Stimme der Haushälterin. »Antworte gefälligst, wenn die Dame dir die Ehre erweist, das Wort an dich zu richten.«

Das Gesicht seiner Mutter wurde noch tiefer rot, röter als die Paprikas, die beim Nordtor wuchsen und die Rankstrail besonders gern mochte, denn wenn sie geröstet waren, hatte man das Gefühl, in Fleisch zu beißen, auch wenn da in Wirklichkeit kein Fleisch war.

»Ich ...«, brachte sie zögernd heraus, aber die Dame unterbrach sie, sie blieb vollkommen ruhig und Rankstrail war fasziniert. Bei ihm zu Hause und überall in seiner Umgebung schrien immer alle, auch wenn sie bloß Guten Tag sagen wollten, und erst recht, wenn sie wütend waren. Die Dame hingegen brauchte die Stimme nicht zu erheben, um zornig zu sein, allein der Blick, den

sie der Haushälterin zuwarf, genügte, um diese zurechtzuweisen: Die erbleichte und verstummte, auch wenn sie keine Schläge bekommen hatte, ja nicht einmal angerührt worden war.

»Ich bin untröstlich«, sagte die Dame mit dieser Stimme, die so schneidend wie ein Messer sein konnte, »ich bin bestürzt über das Ausmaß an Ungezogenheit, das sich da in meinem Haushalt breitgemacht hat, es ist kaum zu fassen. Ich muss unaufmerksam gewesen sein ... Was kann ich tun, um mich zu entschuldigen? Würdest du ein Glas Honig mögen?«

Diesmal hatte sie Rankstrail direkt angesprochen. Vor dem inneren Auge des Jungen entstand das Bild einer zähflüssigen bernsteinfarbenen Masse und er war sofort einverstanden. Die Haushälterin fuhr entsetzt in die Höhe, Mama wurde wieder rot, und schweren Herzens gelang es ihm, eine ablehnende Geste anzudeuten. Die Haushälterin ließ einen Seufzer der Erleichterung hören; die Dame tat, als bemerke sie nichts.

»Ich bitte Euch«, sagte sie fröhlich und fest in ihrem Entschluss, »folgt mir.«

Während er glücklich hinter ihr hertrötete, dachte Rankstrail, dass Dame Lucilla eine war, die sich wirklich nicht entmutigen ließ.

Die Dame führte ihn und seine Mutter durch riesige Küchen, wo von den steinernen Gewölbebögen Kessel und Töpfe herabhingen, so groß wie Harnische und so blank wie Schwerter, endlose Zöpfe aus Zwiebeln, Knoblauch und getrockneten Peperoni, ganze Schinkenseiten und Ketten von Würsten, so lang wie ein Drachenschwanz, und dort zwang die Dame eine Köchin, die genauso mürrisch und herablassend war wie die Haushälterin, ihm ein ganzes Glas Honig zu schenken.

Lang suchte die Köchin auf den Regalen der Vorratskammer. Es war klar, dass sie unter den Dutzenden der dort aufgereihten

Gläser nach dem kleinsten suchte. Als sie endlich glaubte, es gefunden zu haben, gab sie es widerwillig dem Jungen. Als der das Glas fest in Händen hatte, wies er mit einem Blick und der Andeutung eines triumphierenden Lächelns auf das einzige Regal, in dem ein noch kleineres Glas stand als das, welches sie ihm gegeben hatte. Rankstrail empfand eine tiefe Liebe für die Dimensionen und Proportionen der Dinge, fast wie wenn es geometrische Figuren wären: Kaum hatte er die Küche betreten, hatte er auch schon ausgerechnet, dass ihr Haus achtmal in der Breite und anderthalbmal in der Länge darin Platz finden würde. Und mehr denn als kulinarische Verlockung beeindruckten ihn die um die Balken geschlungenen Wurstketten durch die Kreise, die sie dabei beschrieben. Immer und überall erkannte er auf der Stelle das größte und das kleinste Ding. Von den blanken Kupferkesseln war der größte der über dem Kamin in der Mitte. Das kleinste Töpfchen war das neben einem Knoblauchzopf, der seinerseits der drittlängste war.

Die Köchin sah Rankstrail mit demselben Gesichtsausdruck an, womit man im Äußeren Bezirk lebende Kakerlaken oder mehr als einen Tag tote Frösche betrachtete. Denselben Blick richtete sie dann auf die Mama, die rot geworden war und ihre Wange mit der Hand bedeckte. Sie hatte sich die Wange einmal verbrannt, und wenn sie lächelte, verzog sich ihr Mund daher immer etwas nach einer Seite, wahrscheinlich lächelte sie deshalb so wenig und das war schade. Rankstrails Mama war wunderschön, wenn sie lächelte, er hätte sie dann am liebsten den ganzen Tag lang angeschaut.

Rankstrail hatte diese Geschichte mit der Brandwunde gehört, als sie in Bruchstücken und Andeutungen einer neugierigen Nachbarin erzählt wurde: Die Orks waren da, der Hühnerstall stand in Flammen, einige der Frauen hatten sich Verbrennungen

zugezogen, weil sie so viele Hühner wie möglich retten wollten. Mama hatte sich verbrannt, als sie Nerella aus dem Feuer holte, die jetzt bei ihnen lebte, das einzige Gut der Familie; in dankbarer Erinnerung an ihre Errettung legte sie auch fast jeden Morgen ein Ei.

»Wer hat dir das Gesicht verbrannt? Ein Verehrer? Schade«, kommentierte die Köchin im Flüsterton, damit die Dame sie nicht hörte. »Ohne das Brandmal wärest du vielleicht gar nicht so hässlich.«

Mama stand da, reglos und stumm, das Gesicht flammend rot. Rankstrail fühlte Wut in sich aufsteigen. Er stellte eine kurze Berechnung an, wie er es mit einem Gegner aufnehmen könnte, der doppelt so groß war wie er und das Dreifache an Gewicht mitbrachte, und nicht einen Augenblick lang streifte ihn Angst. Er drehte sich zu seiner Mutter um, damit sie ihm das Honigglas abnahm, doch ihr verzweifelter und fast flehender Blick ließ ihn erstarren. Mama wollte nicht, dass er für sie kämpfte. Er erinnerte sich daran – und das war eine schmerzliche Erinnerung –, wie bedrückt sie gewesen war, als er zwei um einiges ältere Jungen verprügelt hatte, die sich einen Spaß daraus gemacht hatten, sie zu verfolgen, ihr die Wäsche schmutzig zu machen und sie »die Gebrandmarkte« zu rufen. Zwei endlose Tage lang war das Lächeln aus ihrem Gesicht verschwunden, auch wenn es die beiden nicht eben als Gentlemen bekannten Burschen von diesem Zeitpunkt an nicht mehr wagten, es seiner Mutter gegenüber an Respekt fehlen zu lassen. Er konnte die Köchin nicht schlagen, aber gar nichts zu tun, war auch undenkbar; er musste sich etwas einfallen lassen, um einen Gegenangriff zu starten.

Aber obwohl der Satz nur ganz leise geflüstert worden war, hatte die Dame ihn gehört.

»Ich dulde keine Unhöflichkeit ...«, begann sie in strengem Ton, konnte aber nicht zu Ende sprechen.

»Mama iss schschschön«, ließ sich Rankstrails Stimme vernehmen, laut und deutlich unter den Zwiebel- und Knoblauchzöpfen. Nicht einmal die Schwierigkeiten mit dem *sch* hatten ihn hindern können.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, dann brach die Dame in Gelächter aus.

»Braver Junge. Großartige Antwort!«

Das eine oder andere Küchenmädchen erlaubte sich, in das Gelächter einzustimmen. Das rote Gesicht der Köchin verfärbte sich violett.

Rankstrails Mama sah ihn so überrascht an, dass ihr die Hand von der Wange glitt, sodass das verbrannte rote Fleisch den Blicken preisgegeben war. Es waren absolut die ersten Worte, die er von sich gab. Die Köchin starrte ihn erbost an, Rankstrail hielt ihrem Blick stand, ruhig und stolz, sein Honigglas in Händen. Die Wut auf die Köchin und der Wunsch, sie zu schlagen, waren verfliegen. Sie war nur eine dumme Person, und ihm war es gelungen, ihr durch Worte mehr wehzutun als mit einem Tritt gegen das Knie. Jetzt lachten alle sie aus.

»Meine Mama iss schschschön«, wiederholte er abschließend mit Bestimmtheit, stolz darauf, nur etwas an dem Wort hängen geblieben zu sein. Anschließend wandte er sich zum Gehen und entdeckte etwas Merkwürdiges: Erwachsene Frauen, die fast so klein waren wie Kinder, drehten in den riesigen Kaminen Bratenspieße, die schwer beladen waren mit eigenartigen länglichen Hühnern. Ihre Hände waren von Ruß geschwärzt, die Gesichter rot von der Feuersglut. Schweiß lief ihnen übers Gesicht und vermischte sich dort mit dem Ruß, was ihnen ein wildes und bedrohliches Aussehen verlieh, halb Tier, halb Dämon. Rankstrail überlegte sich, dass das fast noch mühsamer sein musste als die Arbeit einer Waschfrau, wenn im Winter manchmal das Eis auf-

gehackt werden musste, um die Wäsche zu spülen, und es saukalt war, aber wenigstens sah man den Himmel und die Bäume. Noch geblendet vom Licht draußen im Hof, hatte er diese merkwürdigen Gestalten beim Eintreten gar nicht bemerkt, da das Halbdunkel in der Küche sie verbarg. Rankstrail drehte sich zu seiner Mutter um und sah sie fragend an, aber auch sie schien verdutzt. Die Köchin machte sich über ihr Erstaunen lustig.

»Das sind die Weibchen von den Gnomen«, erklärte sie schnaubend, mit der gelangweilten Herablassung der Wissenden gegenüber Ungebildeten, »von denen, die in den Bergwerken arbeiten.«

Am Gesichtsausdruck Rankstrails und seiner Mutter änderte sich nichts, sodass die Köchin sich bemüßigt sah zu erklären, dass die Gnome und ihre Weibchen Dunkelheit, Hitze und Enge gut vertragen. Sie fühlten sich wohl darin. Sie waren gut für alle Arbeiten, die echte Menschen nicht aushalten würden...

Rankstrail begegnete dem Blick eines dieser Wesen an den Spießen, und einen Moment lang las er darin den Hass, einen so wilden Hass, dass es der ganzen Kraft des kleinen Körpers bedurfte, um ihn zu bändigen: Die Hände ruhten und der riesige Bratenspieß stand still.

»Wirst du wohl weitermachen, Morgentau?«, sagte die Köchin barsch. »Willst du etwa die Reiher verkohlen lassen? Was ist los? Bist du vielleicht wütend, weil du dein Schemelchen zum Blaubeerpfücken verloren hast? Los, vorwärts, rühr deine Hände. Arbeitsscheu seid ihr doch noch nie gewesen...«

Sofort schlug Morgentau die Augen nieder, ihr Blick war trübe und leer geworden, die Reiher drehten sich wieder. Rankstrail grübelte lang über diese Bemerkung mit dem Schemel und den Blaubeeren nach, ohne sie zu verstehen, doch dann dämmerte ihm, dass es sich um einen Witz über die Körpergröße der Gno-

min handeln musste. Er wusste, dass der Abstand des Kopfes einer Person zum Boden Gegenstand für Witze sein konnte. Er, der für sein Alter zu groß war, wurde oft verspottet, weniger von den anderen Kindern als von deren Müttern, und das leuchtete ihm ein: Er war größer und damit stärker und Stärke macht häufig Angst. Nie aber wäre er auf die Idee gekommen, dass man so maßlos dumm sein könnte, sich über einen zu kleinen Abstand zum Boden lustig zu machen.

»Ich dulde keine Unhöflichkeit«, wiederholte die Dame streng. Jedes Lächeln war aus ihrem Gesicht gewichen, es war jetzt finstern. »Und noch weniger kann ich dulden, dass sie sich ungehindert in meinem Haushalt ausbreitet. Unhöflichkeit ist grausam und dumm zugleich. Ich dulde nicht, dass in den Gemächern meines Hauses von Gnomen gesprochen wird. Das Volk der Zwerge hat eine ruhmreiche Geschichte und mächtige Königreiche hervorgebracht. Auch wenn es jetzt in Knechtschaft lebt, gibt uns das kein Recht, seine einstige Größe und sein Leben zu verunglimpfen. Selbst in den Bergwerken oder beim Drehen unserer Geflügelspieße bleiben sie doch stets die Damen und Herren vom Volk der Zwerge.«

Schweigen machte sich breit.

Endlich verließ die Dame die Küche, nachdem sie sich mit einem Lächeln von Rankstrail und seiner Mutter verabschiedet hatte.

Die Köchin drehte sich um und wandte sich wieder ihrer Zwiebelsuppe zu; sie brummte vor sich hin, Namen könne man ja vielleicht ändern, die Gnome Zwerge nennen und rüdidige Straßenköter Promenadenmischungen, aber Gnome blieben eben doch Gnome und Köter Köter. Durch Namensänderungen würde die Welt der Menschen auch nicht besser, und die der Hunde schon gar nicht.

Mama legte wieder die Hand an die Wange und führte Rankst-



Silvana De Mari

Der letzte Ork

Taschenbuch, Broschur, 896 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-22239-3

cbj

Erscheinungstermin: Mai 2011

Eine Geschichte, die verzaubert: weise, warmherzig und wunderschön erzählt

Yorsch, der letzte Elf der Welt, ist erwachsen geworden. Zusammen mit seiner großen Liebe Robi und der gemeinsamen Tochter Erbrow lebt er in einem kleinen Ort am Meer. Dort, fernab von allen Auseinandersetzungen, kann die kleine Erbrow ihre Elfenfähigkeiten entfalten, ohne Angst vor der Verfolgung durch die Menschen haben zu müssen. Als allerdings die gefürchteten Orks die größte Stadt der Gegend, Daligar, angreifen, holen die Bewohner Yorsch zu Hilfe. Nun müssen er und seine Familie sich einer Welt voller Vorurteile stellen, der sie eigentlich entfliehen wollten. Wird es ihnen und ihren Freunden gelingen, die verfeindeten Gruppen der Orks, Menschen und Elfen zu versöhnen und allen ein Leben voller Liebe, Hoffnung und Zuversicht zu ermöglichen?

 [Der Titel im Katalog](#)